

ngen
probleme
ter. — Bau
bester Klaf
s Films (un
ungen kaum
gen des tech
Der unge
auch des vor
Revolte, im
ten und auch
es Genres zu
er herrlichen
Wirk
allerhöchste
schaupie
aufweist...
t ihn fort.
Es gibt eine
merchandise
Kerantzen be
bmer, diese
ere Verbre
den Mut und
zu erfche
furchtbaren
sögender den
zu erzählen;
menschlicher
eist der er
liche, mlt
lpen greifl
g. Aufopfer
der fran
Verstumen
nen Fall!
chast
89.
umntag, den
umereins
funde stat
vertreten.
der Ober
worten be
Borturnen,
des Zu
raten wech
umturnen,
medmäßige
nen waren
Durcharbeit
ungung her
Rahmede
den Wert
undhettlich
noch abseits
urnereine,
utigen Be
ut Heil
te.
Ein erschüt
er forderte,
i) ab. Als
bricht nach
schloffen
Polizei die
Töchter
asvergiffel
en Beweg
de
Bandagisten
auch einige
aute, hörte
Frau:
noch eine

Heimat und Ferne

Dienstag, 15. März 1932

Beilage zum Altenauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Goethe und Napoleon

Die drei Begegnungen im Oktober 1808.

Von Franz Lehnhoff.

„Das ist ein Mann!“ Das Wort fiel von Blücher über Napoleon, von diesem über Goethe und von Goethe wiederum über Napoleon. Alle drei sprachen unter dem tiefen Eindruck einer persönlichen Begegnung. Was den Franzosen betrifft, erfolgte sie unter für ihn keineswegs ruhigen und glücklich stimmenden Umständen. Blücher stand als Sieger vor dem Kaiser der Franzosen. Der zum Austausch bestimmte preussische General hatte den französischen Truppen als einer der Vorkämpfer unter vielen den äußersten Widerstand entgegengeleitet, ehe er sich zu der Kapitulation von Austerlitz entschloß.

Wenn Blücher in seiner so wenig beneidenswerten Lage und bei so vielen bitteren Worten über Frankreich, die über seine Lippen gingen, dennoch dem Kaiser eine solche uneingeschränkte Anerkennung seiner überwältigenden Persönlichkeit ausstieß, sollte man an Goethe von keinem Standpunkte aus bezagen, daß er die drei Begegnungen mit Napoleon am 2. Oktober in Erfurt, am 6. in Weimar und am 12. nochmals in Erfurt als Höhepunkte seines Lebens betrachtete und daß ihm von Napoleon verlebte Freundschaft der Ehrengarde gegenentgegen, ja sogar die Liebesbeziehung nach Paris erweckte, um einem Wunke Napoleons zu entsprechen.

Diese Vorgänge sind Anfang geworden zu der ungemein mißverständlichen, Goethe äußerst ungerecht behandelnden Rede, die er im Gegenfatz zu dem heutigen Körner, dem aufrechten Arndt und anderen Dichtern der Befreiungskriege kein Herz und kein Verständnis für die nationalen Sorgen Deutschlands gehabt habe. Unterfchieden wird diese schiefse Betrachtung des größten deutschen Dichters noch durch das von Arndt überlieferte Goethe-Wort, das im Hause Körners im Verlauf eines Gesprächs über die Niederwerfung Napoleons fiel: „Müßte nur an Euren Seiten! Der Mann ist Euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen!“ Man darf darüber jedoch nicht den Zusammenhang einer von allen Beteiligten lebensfähigsten Gesprächs vergessen, bei der jeder seine Meinung mit heftigen Herzen und erregtem Hirn herausforderte, und sollte sich erinnern, daß Goethes Wort und Goethes wunderbare Persönlichkeit von ihm dankbar als einer der beglückendsten Antriebe für seine nationale Wieder- aufbauarbeit betrachtet wurden.

Und Arndt stand mit diesem Gefühl nicht allein. Fouqué, Offizier, Dichter der „Urbine“, berichtet uns, daß er als erster Goethe am 21. Oktober von der Völkerschlacht bei Leipzig erzählte und der Dichter in die Worte ausbrach: „So wäre der entscheidende Schlag also wirklich schon vollständig geschehen? Das besser!“ Im November 1813 bekannte Goethe dem General Bechtoldsdorff in Jena, daß er schon immer einen Wunsch nach dem „Hohen Vermitteln“, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke angeschlossen, gehabt habe. Er tröstete sich jetzt damit, daß das deutsche Volk eine Zukunft habe. Zu einer „Politika“ heißt es in diesem Geiste:

„Die Deutschen sind recht gute Leute;
Sind sie einzeln, sie bringen's weit;
Nun sind ihnen auch die größten Taten
Zum ersten Mal im Ganzen geraten.
Ein jeder spreche Amen darinnen,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!“

Dem kann man noch hinzufügen, daß Goethe im Oktober 1808 dem Monat seiner Begegnung mit Napoleon und des Erfurter Fürstentumstreffes, die Einberufung eines deutschen Kulturkongresses plante mit der Aufgabe, die Bande deutscher Kultur und Sitte, die uns einzig noch als Nation bewahren, fest zusammen zu ziehen!

Rein, Rein! Goethe stand schon an seinem Platz trotz der tiefen Napoleonverehrung, die ihn bis in seine letzten Lebenszeiten hinein nicht verlassen hat. Ihm war Napoleon nicht der Franzose, sondern die gewaltige, brennend heißende Persönlichkeit. Und der Kaiser erwiderte diese Gefühle. Am 2. Oktober 1808 sah er gewiß in Goethe auch den Minister eines Fürsten, den er später, den widerwärtigen Monarchen von ganz Europa“ genannt hat. Der Diplomat Napoleon mag deshalb sehr zurückgefallen sein, als er Goethe erzählte konnte, daß er in „Werther“ siebenmal gelesen habe. Von Bourienne, dem Sekretär Napoleons, wissen wir, daß Goethes „Werther“ tatsächlich zu dem sehr fargen literarischen Gespräch gehörte, das Bonaparte mit nach Ägypten nahm. Er las den „Werther“, wenn er nach ermüdenden militärischen und politischen Arbeiten seinen Geist anfeuern wollte. In Erfurt fand er im Verlauf der langen Unterredung mit Goethe schließlich Töne reiner Menschlichkeit. Als Goethe die Verewerung Talleyrands, der mit dem Generalen Werther, Savary und Darny zugegen war, er werde über die Begegnung öffentlich berichten, mit Zeichen des Unbehagens aufnahm, erhob sich der Kaiser von seinem frühstückstisch und manövrierte Goethe plaudernd in eine Gegend des Raumes, in der sie unbelästigt sprechen konnten. Talleyrand läßt in seiner unstrittenen Darstellung Napoleon über „Werther“ sagen: „Mit dem Ausgang Ihres Romans bin ich nicht einverstanden.“ Goethe antwortete: „Ich bin überzeugt, daß Ihre Majestät es gern sehen würden, daß Romane niemals ein Ende haben!“ Diese geistreiche Anspielung klingt zu angreifbar, als daß Goethe sie getan haben könnte. Nach seiner eigenen — allzu knappen — Darstellung machte Napoleon den Einwand gegen den „Werther“, daß Goethe den Eindruck der übermächtigen Liebe gestöhre durch die Hinzufügung des gekränkten Ehrgeizes für die Auslösung des Entschlusses zum Freitode. Das sei nicht naturgemäß. Goethe stimmte Napoleon zu. Vermutlich aus Höflichkeitgründen. Als scharfer Beobachter mußte er nicht nur aus dem Fall Jerusalem, den er in diesem Punkte natur a treu in den „Werther“ übernahm, daß der Wille, aus dem Leben zu scheiden, so gut wie niemals aus nur einem Beweggrund durchgeführt wird. Kein künstlerisch geschult, steht die Meinung Napoleons unbestreitbar auf festem Grunde und wird übrigens auch von Herder geteilt, der sie als einziger Kritiker des „Werther“ äußerte. Goethes Künstlerhaftigkeit unterlag aber nicht nur in diesem Fall der für den Dichter unüberwindlichen Macht des wirklichen Lebens.

Während eines Theaterabends am 6. Oktober in Weimar regte Napoleon Goethe an, in größerem Stil als Voltaire ein Trauerspiel „Tod des Cäsar“ zu dichten. Er möge es zur Hauptaufgabe seines Lebens machen und dabei schildern, welche Bedeutung Cäsar für das Glück der Menschheit gewonnen haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine riesenhafte Pläne durchzuführen. Gleichzeitig schickte er Goethe vor, nach Paris zu kommen und die dortige größere Welt auf seine Schöpfungen wirken zu lassen.

Es spricht für Napoleon, daß er an diesem Abend auch „einen schwärzigen Kreis mit blühenden Augen entdeckte“, an den er sich erinnerte, als der zu Hause schon längst in Schlafrock und Pantoffeln gekrochen war. Die Herzogin erkannte an der Schilderung Napoleons, daß es sich nur um Wieland handeln konnte, und ließ ihn holen, wie er war. Napoleon begrüßte ihn — die Wensart Wielands genial erfassend — sofort wie einen alten Bekannten, plauderte zwei Stunden mit ihm und gab ihn erst frei, als Wieland bat, sich in Hinblick auf sein hohes Alter zurückziehen zu dürfen. Bei der dritten Begegnung mit Napoleon am 12. Oktober in Erfurt bat der Kaiser den Dichter, das Kreuz der Ehrenlegion anzunehmen, das gleichzeitig mit Goethe auch Wieland erhielt.

Der genaue Inhalt der drei Unterredungen Goethes mit Napoleon ist niemals bekannt geworden. Des Dichters eigener, das meiste verschleiende Bericht stammt erst aus einer hundert Jahre alten Goethes Lebensbeschreibung.

Ravinen drohen in dieser Jahreszeit allen Hochtouristen



Rettsarbeiten für Verschüttete, wie sie jetzt oftmals an den Südhängen der Alpen nötig sind.

Wieder werden aus allen Alpengebieten Ravinen- Unglücke gemeldet, die allerdings in diesem Jahr extre-

licher Weise bisher weniger Opfer als bisher gekostet haben. Auf allen Südhängen jedoch droht den Skitouristen dauernd die höchste Gefahr, und um diese Jahreszeit sollten Hochtouristen nur in Begleitung erfahrener Führer unternommen werden.

wissen wir, daß er Napoleon, den er wie ein Naturereignis empfand, niemals aus den Augen ließ. Er las alle, auch heute noch bekannten Quellenchriften über das Leben Napoleons, wie die Erinnerungen des englischen Generals D'Har, den Bericht des Grafen Las Cases über St. Helena, die Erinnerungen von Napoleons Wächter Hudson Lowe, die Erinnerungen von Bourienne und verließ die Schrift des Sergeanten Robert Guillemin über Napoleon in der deutschen Uebersetzung mit einem Vorwort. Mit Franzosenfreundschaft hat weder dieser Eifer noch die unfaßliche Verschätzung des Dichters mit der französischen Literatur etwas zu tun. Ebenso wie Napoleon, der sich mit einem Anterton der Beforgnis und des Zweifels bei anderen Männern erkundigte, ob Goethes Bedeutung in Deutschland auch ganz allgemein gewürdigt werde, faßt die französische Literatur und Kritik, die sich sehr eingehend und stets mit bewundernder Anerkennung mit Goethe beschäftigte, diesen Genius unbeschadet seiner Weltbedeutung als kennzeichnendsten dichterischen Ausdruck deutschen Geistes auf.

„Faust“ in Hellas

Von Richard Busch-Zantner.

Mit Goethe durch Italien zu reisen, ist nichts Neues. Dafür hat er seine „Italienische Reise“ geschrieben, die stets noch als literarische Musterbeispiel einer Reisebeschreibung gilt, ein Land ästhetisch wie historisch erfassend, ohne daß dabei die subjektive und objektive Betrachtung der Landschaft allein den kürzeren jage. Für Griechen und aber, will man sich Goethe zum Reisebegleiter erwählen, ist die Sache durchaus nicht so einfach. Eine griechische Reise etwa gar es von ihm nun eben nicht. Was sich bei ihm dann und wann über Griechenland findet, ist mehr der hellenischen Kultur gewidmet, der, losgelöst vom ursprünglichen Boden, eine Art Weltbürgerium zugeschrieben wurde, was allerdings eine beliebige Betrachtung zu rechtferigen schien.

Goethe hat aber den „Faust“ gedichtet. Und wer nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten Teil ausverkauft durchliest, wird an Hand des ganzen Helena-Zwischenstücks unversehens ins „Südöstliche“ gleiten, also in die griechische Atmosphäre geraten, die Goethe als Auftakt gleich in der klassischen Walpurgisnacht auf Thessaliens platter Fläche, den Ufern des Peneios entlang bis zum Fuße des Olympos ja genugsam erleben und leben ließ; eine griechische Sandung in einer griechischen Landschaft, die Goethe selbst in den Szenenweisungen unmißverständlich nannte. Schwierigkeiten aber macht es schon bei der späteren Szene der mittelalterlichen Burg im Peloponnes. Jedoch wissen wir heute, daß auch hier Goethe sein ganz bestimmtes Vorbild hatte, Nizira nämlich, eine Kreuzritterburg bei Sparta, und über diese einfache Festung hinaus hat sich erkennen lassen, daß nicht, wie oft zu lesen, der Dichter seine griechischen Landschaften zuwaglos komponierte, sondern daß er sich bemühte und war eine topographische Vorstellung des griechischen Raumes zurückgelegt hatte.

Goethe hat auf den „Faust“ viel Quellenstudium verwendet, gerade für den Teil der griechischen Landschaften

Dorniers neueste Flugreise über den Alpengipfeln



„Do X 3“ beim Probezug über den Alpen.
Das großmotorische neue Riesenluftschiff der Dornier-Flug vom Bodensee über die Alpen und zurück, der vor- Werke „Do X 3“ unternahm einen längeren Werkstätten- fluglich gegliedert ist.

Meteorfelsen stehen, ein naturgewachsener Karneval der Steine, der, im Dämmer gesehen, selbst ein Spuk ist und geradezu jwingt, den „Faust“ aufzuschlagen.

Sogar das Glend Thessaliens steht sich über die klassische Walpurgisnacht hinweg viel freundlicher an. Da ist beispielsweise Phalaris, also der Ort, wo Faust, Mephistopheles und Prometheus auf ihrer Rauberfahrt durch die Lüste auf griechischem Boden landen. Hier wachst heute Weizen, ja, goldgelb, oder Mais, grün in der Farbe; da ist eine Stadt, der man die Trostlosigkeit der Türkenzeit noch ansieht, da noch immer trübe Wölkchen in den trüben, armenigen Häusern stehen.

Wer nach Hellas fährt, nehme den „Faust“ mit. Wenn es nicht erlaubt ist, die erlauchte Erde selbst zu betreten, der lese die Szenen der griechischen Landschaften im „Faust“ doppelt und dreifach, denn, so abwegig es scheint, es gibt keine bessere Schilderung griechischer Verhältnisse als diese wenigen Verse. Obgleich sie nichts, gar nichts über die griechische Landschaft sachlich berichten, genügt ein Wort, eine Wendung, um in ihnen den Geist doch so sehr zu fesseln, daß die unwahrscheinliche Romanik der Ritterburg Nizira ebenso plausibel beleuchtet wird wie der thessalische Spuk.

Wifingergräber in Südrussland

Interessante Funde eines ukrainischen Archäologen.

Von Dr. Friedrich Melzer.

Wie in anderen Ländern war auch in Rußland das vergangene Jahr für die archäologische Forschung reich an bedeutenden Altertumsfunden. Als einige der wichtigsten können wohl diejenigen des russischen Forschers P. Smoliceo angesehen werden, der in der Nähe der ukrainischen Stadt Cernigov im Verlauf seiner Ausgrabungen auf Wifingergräber stieß, die angeblich aus dem neunten Jahrhundert nach Christi Geburt stammen.

Smoliceo glaubte zunächst die Ueberreste von Seborjanen, einem ausgestorbenen slawischen Volkstamm, vor sich zu haben, erkannte aber bald an Hand des zutage geförderten Grabhügels und der ganzen Bestattungsart den ausgesprochen nordgermanischen Charakter dieser Gräber. Sie befinden sich im Inneren einer Reihe mächtig hoher Hügel. Man stieß auf geschnitzte Säulen, in denen — den vorgefundenen Schädel- und sonstigen Knochenformen nach — große nordische Menschen beigelegt worden waren, und zwar handelte es sich stets um Doppelgräber. Mann und Frau beziehungsweise Sklave lagen beisammen, die Frau immer zur Linken des Mannes. Auch Gebeine von Pferden, die zu Füßen einiger Männer beigesetzt worden waren, wurden gefunden, ferner zahlreiche Waffen, Schmuckstücke und Hausgerätschaften sowie eine besondere „Wegzeichnung“ in Gestalt von Tierfiguren, die am Kopfende der Toten niedergelegt sein mußten. Auch sonst waren die Beigaben teilweise sehr reichlich bemessen. In einem einzigen Grabe lagen 1 eiserne Schwert mit bronziertem Griff, 1 Lanzenspiße, 14 Pfeilspitzen, 3 eiserne Messer, einige Sattelbeschläge, 1 mit Tierornamenten versehenes Trindhorn, 15 verschiedene Riemenbeschläge in Silber und Bronze, 1 Beinschmuck und anderes mehr. In Rußland selbst konnte man bisher keine bezüglichen Gräber, wohl aber in Schweden, und zwar aus ähnlichen Funden aus den Wifingerstädten Birka und Södeby. Auch diese Gräber wurden im achten und neunten Jahrhundert n. Chr. angelegt. Im übrigen ist es geschichtlich erwiesen, daß Wifingertruppen gegen Ende des achten Jahrhunderts in der Ukraine auftraten. Nach der altrussischen Metroschicht eroberte der Wifingerfürst Rurik Sohn Igor Kiev, die damalige Hauptstadt des russischen Slawenreiches. War man in dieser Hinsicht bisher auf mehr oder weniger unsichere Ueberlieferungen angewiesen, so erbrachten die Cernigogräber-Funde den Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme. Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang für uns Deutsche der von einem schwedischen Archäologen vertretene Standpunkt, daß es sich bei diesen Wifingergräbern in Skandinavien und Rußland um einen von Nordwestdeutschland nach Skandinavien verpflanzten Gräbertypus handelt.

Goethes Alpenfahrten

Von Georg Wagener.

„Kennst Du den Berg und seinen Wolfenkegel?
Das Rautler thut im Nebel seinen Weg,
Im Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin
Geht unser Weg!
O Vater, laß uns geh’n!“

Wagnon singt es in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, doch in Wirklichkeit ist es ja Goethe selbst, der hier seiner Sehnsucht Worte verleiht. Zwei Reisen hatten ihn damals (1782) in die Alpen geführt und dem jungen Genius die Schönheiten einer Welt erschlossen, die für die meisten seiner Zeitgenossen nur Schrecken barg.

Im Sommer 1775 sah der Sechszwanzigjährige zum ersten Mal die Wunder der Hochgebirgswelt. Der Entschluß zur Reise war einem reinen Zufall zu verdanken und dann nicht zuletzt auch dem Wunsch entsprungen, Befreiung von der überreifen Verlobung mit Elsi Schönmann zu finden. Vielleicht sollte die Reise über Zürich gar nicht hinausführen. Doch dann schaute Goethe vom hochgelegenen Hause des Dichters Bodmer aus die „blaue Reihe ferner Gebirgsrücken mit größter Sehnsucht“, und sein Weg führte ihn nun weiter in die neue Welt hinein, die sich ihm dort oben erschlossen hatte. Das Tal von Schindellegi, Maria-Einfiedeln, Schwyz, der Rorwerger See waren Etappen auf dem Wege zum Rigi, von dessen Gipfel ihm trotz schließender Nebel- schleier „ein nie gekannter, nie wieder zu schauender Anblick“ befohlen sein sollte. Der Abstieg zum Vierwaldstätter See führte am Rütli, an der Teilsplatte, an Inseln vorbei, und in Altdorf wurde übernachtet. In den nächsten Tagen ging es über Amsteg, Wägen, Göschenen, den Teufelsstein, das finstere Urner Loch, das „teuflische Dörfchen“ Andermat und den Gamsboden zum St. Gotthardhaus hinauf. Zuerst betrat Goethe ein so hochgelegenes Gelände, das er nie zuvor gesehen hatte. Er war so sehr beeindruckt, daß er sich sofort auf den Weg machte, um die Gegend zu sehen. Er ging auf mehrere Tage ins Berner Oberland. Vor dem Staubbachfall bei Lauterbrunnen stand Goethe in Bewunderung; der „Gefang der Geister über den Wässern“ war der Aus- flug dieser Stimmung. Dann führte der Weg die Alpen- fahrer über Grindelwald, Meiringen, Brienz und Interlaken nach Bern zurück. In seiner Schilderung von dieser Fahrt lernen wir Goethe als den echten, tiefempfindenden Berg- wanderer kennen, sagt er doch, er sei unfähig, „die Schön- heiten“ zu sehen.

Wenig später trat der meimariische Geheimrat Goethe mit seinem Herzog eine neue Alpenfahrt an. Es ging auf mehrere Tage ins Berner Oberland. Vor dem Staubbachfall bei Lauterbrunnen stand Goethe in Bewunderung; der „Gefang der Geister über den Wässern“ war der Aus- flug dieser Stimmung. Dann führte der Weg die Alpen- fahrer über Grindelwald, Meiringen, Brienz und Interlaken nach Bern zurück. In seiner Schilderung von dieser Fahrt lernen wir Goethe als den echten, tiefempfindenden Berg- wanderer kennen, sagt er doch, er sei unfähig, „die Schön- heiten“ zu sehen.

und die Größe der Alpenwelt und ihre Schönheit, das herrliche Bild der Alpenwelt entsprechend zu schildern. Und dann verleiht er einem Gefühl Ausdruck, das wohl keine vor ihm empfing, keiner auf jeden Fall vor ihm so in Worte kleidete: Er bedauert, daß er nicht allein gewesen. Denn in diesem Falle wäre er höher und tiefer gegangen.

Goethe sollte auf dieser Reise Gelegenheit haben, noch mehr von den Wundern der Alpenwelt zu schauen. Im beginnenden Winter zog die Reisegesellschaft weiter nach Ost, machte einen Abstecher in den Jura, wagte sich in das Chamontal, um das Meer de Glace zu besuchen, ging über den Col de Balme ins untere Wallis hinüber und überschritt sogar den tief im Schnee vergrabenen Furka- und St. Gotthardspass. Von der Wanderung zwischen Furka und St. Gotthard berichtet Goethe, daß er sich selbst eines gewissen Schauders nicht erwehren konnte. Doch als echter Bergsteiger führte er trotz Schnee und Eis, Sturm und Kälte die großartigste seiner Alpenfahrten unentwegt zu Ende.

Ende 1786, gelegentlich seiner Reise nach Italien, sah Goethe das Guggisberg wieder. Dieses Mal führte der Weg über Aeschisbühl, Mittenwald, Innsbruck und den Brenner. Bei Mittenwald sollte die Gesellschaft an der Zug- und Brücken vorbei, so rasch, daß es Goethe „nur leid tat, die herrliche Gegend bei Nacht und wie im Fluge durchzufliegen zu müssen.“ Reiche Entschädigung fand er an dem Sonnenanblick, den er im weiten Talrand von Bogen erlebte, am blauen Himmel, der sich über den Bergen von Trient und Auvette wölkte, an der Fahrt über den Gardasee. Er ist so begeistert vom Schauspiel der alten Burg zu Malcesine, daß er den Turm zeichnet und fast als Epion verhaftet wird.

Zum letzten Mal sah Goethe die Alpen auf der elftägigen Fußwanderung, die der Achtundvierzigjährige im Jahre 1797 durch Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug unternahm. Er wollte die herrlichen Bilder, der alten Freunde, die in früherer Zeit so viel Gewalt über ihn hatten, wiedersehen. Auf dieser Fahrt kommt auch neben dem Dichter, Schönheitskünstler und Menschen auch der Gelehrte zur Geltung. In seinen Aufzeichnungen wird nicht der landschaftlichen Schönheit allein Erwähnung getan, sondern auch über die geologische und geographische Beschaffenheit des Landes, über die kulturellen Zustände in den berührten Gegenden berichtet.

Eine allen Zweifel lösende Alpenfahrt für Goethe in geistiger und seelischer Beziehung von großem Werte gewesen. Von Stäfa aus schreibt er selbst an Schiller: „Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich Ihnen sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe, zufrieden zu sein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein. Der Stoff informiert mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen und zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen.“

Wie meisterhaft es ihm gelungen ist, dieses „Verarbeitete für andere darzustellen“, zeigt uns Schillers Wilhelm Tell. Denn letzten Endes haben wir den „Tell“ Goethe zu verdanken. Ebenfalls aus Stäfa schreibt er an den Freund dabei: „Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel von Tell sich werde episch behandeln lassen.“ Später gibt er die Absicht, den Stoff selbst zu verarbeiten, auf, dafür aber ermuntert er Schiller, das Thema zu dramatisieren. Schiller griff den Gedanken auf und schenkte uns jenen Tell, in dem er geradezu meisterhaft die Pracht eines Landes zu schildern weiß, das er selbst nie gesehen hat. Aber er kannte ja die Berge aus den Schilderungen des Freundes, der mit offenen Augen — wie kein anderer zu seiner Zeit — durch eine neu erschlossene Wunderwelt gegangen war.

Goethe war auch einer der ersten, der empfand und in Worte zu kleiden wußte, was uns heute die Berge bedeuten. „Daß der Mensch sich große Gegenstände der Natur gesehen und ist er mit ihnen vertraut geworden, so besitzt er, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit anderen Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gedächtnis, womit er den unsicheren Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchdringenden guten Geschmack geben kann.“

Das war 1779. Es dauerte fast ein Jahrhundert, bis andere das gleiche erkannt hatten.

Der Alte

Von G. S. Neudorff.

Der achtzigjährige ehemalige Staatspräsident Argentiniens, Hipólito Yrigoyen, einst der Abgott des Volkes und wegen der Aufrechterhaltung der argentinischen Neutralität im Kriege auch von den Deutschen hochgeschätzt, ist nach anderthalbjähriger Gefangenschaft am 28. Februar d. J. nach Buenos Aires zurückgekehrt. Die Septemberrevolution von 1930 hatte ihn gestürzt, die vorläufige Regierung, Uriburu, ihn mit zahlreichen seiner Anhänger auf die Insel Martin García im La Plata-Golf gesteckt. Der im Februar d. J. gewählte endgültige Präsident, General Justo, ließ ihn in sein beschriebenes Heim in der Calle Brasil zurückführen. Dabei kam es zu einer Schießerei zwischen begeisterten Anhängern Yrigoyens und der Polizei, bei der Blut floß. Die „kleinen Leute“ des Bürgerums können, den Alten, der allenthalben das Gürtelkreuz getragen wird, da er nur selten aus seinem Wohnhaus hervortritt, nicht vergehen; er gilt ihnen als „muy gaucho“, was soviel heißt wie „ein feiner Herr.“

Von seiner echt freudigen Schaulust, die in kritischen Tagen immer einen Ausweg zu finden wußte, gehen zahllose Geschichten um, am bekanntesten ist wohl die Art und Weise, wie er den Eintritt Argentiniens in den Krieg verhinderte. Die Erklärung des Krieges war bereits im Parlament beschlossen, als Yrigoyen bestimmte, daß zuerst die Ehre der Argentinier auf den europäischen Kriegsschauplatz geschickt werden sollten. Danach verschwand das Projekt und wurde nicht wieder aus der Verlesung hervorgeholt.

Ein Freund des Präsidenten, Dr. Alcides Greca, Mitglied seiner Partei (der Union Civica Radical) und bis zum Sturz Yrigoyens Abgeordneter für die Provinz Santa Fe im Nationalkongreß, hat jedoch eine interessante und ergötzliche Sammlung kleiner Geschichten aus seiner Praxis als Politiker herausgegeben. Eine von ihnen zeigt, wie überlegen Yrigoyen den Kongreß zu beeinflussen verstand.

Der Abgeordnete Kleinman — erzählt Greca — hatte die Parteien der Mitte völlig außer Fassung gebracht. Während der Beratung des Haushalts war von ihm überaus energiegelassene Beantwortung worden, für alle Arbeiter der Staatsbahnen einen Mindestlohn festzusetzen. Der Vorschlag sah harmlos aus; es gab bereits Mindestlöhne für Arbeiter und Bedienstete der Staatsverwaltung. Das sollte nun ausgedehnt werden. Wir standen zwischen Wand und Decke. Kleinman hatte sich einen Meisterreich geleistet. Untere Partei stützte sich vor allem auf die Eisenbahner: 200.000 Mann. Aber einem Mindestlohn von 6 Pesos 40 für die Staatsbahnen zuzufügen, während die Privatbahnen nur 2 bis 3 bezahlten, hieß den Vortritt der Staatsbahn herbeiführen. Wieviel war es das Mittel, die Bahn an Privatunternehmer auszuliefern. In uns Abgeordneten kämpfte Patriotismus gegen Parteigunst.

Die parlamentarischen Führer duckten keinen Rat. Der Abgeordnete Bisolari hielt eine lange Rede. Darin sagte er — nichts. Er theoretisierte in hochfliegenden Sätzen mit Gletsch, Sturm und Schraubenstift. Aber er landete nicht. Er sei nicht ganz einverstanden mit dem Antrag; denn in Deutschland, in Frankreich... Jandres hatte gesagt... „Marz behauptet...“ Kleinman hatte Bisolari durch seine einen halben Zentimeter dicke Brille an, wie eine Schlange ein Rillen hypnotisiert, das sie verflingen will. Bis jetzt wissen wir noch nicht, ob der Herr Abgeordnete für oder gegen den Mindestlohn ist, unterdrückte Kleinman den Redner mit seiner schrillen Stimme.

„Das wird der Herr Abgeordnete noch erfahren. Seine Redezeit!“

Irland in Begeisterung über den politischen Umsturz



Eine riesige Menschenmenge wartet vor dem irischen Parlament, um dem neuernannten Präsidenten des irischen Nationalparlamentes, Ramon de Valera, dem Führer der irischen Nationalisten, zu huldigen.

„Sie sprechen sogar mit den Händen!“

Leopoldo Bitter, der Vorsitzende des Regierungsbüros, kief durch die Reihen der Abgeordneten und berührte die Aufgereagten.

„Ich gehe“, sagte er, „Es wäre eine Schande, dagegen zu stimmen.“

„Weiß! Ich noch nicht, Alter!“

Ein anderer Abgeordneter meinte entschlossen: „Ich stimme für den Mindestlohn. Es ist mir ganz gleich, wer den Antrag gestellt hat.“

„Keine Ueberstürzung! Natürlich mußt Du abstimmen. Du hast recht. Aber warte noch so lange, bis die Abordnung wieder da ist, die den Antrag aufgestellt hat.“

Die Abordnung kam zurück. Ihr Sprecher, Guille, flüsternte Bisolari zwischen zwei Säulen etwas ins Ohr. Bisolari schwankte erst irgendwas, wurde warm und beantwortete, denselben Mindestlohn für — alle Arbeiter im ganzen Lande.

Die Linke sprang auf, als fröhe ihr eine Schlange zwischen den Beinen herum. Die Konserverbüros stürzten aufgeregt in den Gang hinaus. Sie dachten daran, daß ihre Landarbeiter heute nur dreißig Pesos im Monat verdienen.

Kleinman schritt dem Redner buchstäblich das Wort ab: „Nein, Herr Präsident! Das geht nicht. Wir können nicht zugeben, daß ein Peson (Landarbeiter), der in der Provinz Salta nur 15 Pesos monatlich verdient, mit einem Schlage 170 kriegt. Ich ziehe meinen Antrag zurück.“

Das war wieder einmal ein Streich des Alten!

Ein Reporter rast durch die Mandschurei

Granaten sind ein gefährliches Straßenpflaster. — Der erste Reporter. — Entlohnende Freundschaft eines Genossen. Von Franz Schombach.

Amerikanische Millionen, die auf der Großwildjagd im dunklen Erdteil den jäherlich entzehrten Verdienst zu erlangen suchen, dabei jedoch Enttäuschungen erleben, seien einige Monate Reporterarbeit in der Mandschurei eintausendmal empföhnen. Vielleicht meinen Sie, eine gewisse Verunsicherung und Gefährlichkeit dieses Berufs verheide sich von selbst? Sicherlich ist diese Art des Schatzsuchens niemals ein Vergnügen. Aber was den Jargon von amüsanten Jagden verflüchtigen Reporter vollends aus der Haut zu jagten durchaus gewillt und geneigt ist, das nennt man die asiatische Seele, deren heiserer Schrei mit dem Weihen stets fremd und unerträglich bleibt. Darf ich Ihnen meinen Chauffeur vorstellen? Ich habe schon immer seine unerfütterliche Ruhe bewundert. Aber kürzlich ist sie mir durch geradezu unheimlich geworden. Das war, als wir von Angaschi nach Tschitar, etwa 35 Kilometer weit, über eine Steige hinauf, auf der sich wenige Stunden zuvor die Armeen des Generals Ma zurückgezogen hatten. Es muß schon eher eine wilde Flucht gewesen sein. Denn die ganze Straße war von Kopfbedeckungen, Uniformstücken und — ein mehr als gelinder Schredens fuhr mir in die Glieder! — mit Handgranaten und Wurfbomben belad. Vorherstand: von solchen, die ihre Aufgabe, menschliches Leben zu zerreißern, noch nicht erfüllt hatten. Als ich die Gefahr erkannte, war es schon zu spät: Der Chauffeur raste mit äußerster Geschwindigkeit über dieses verberberischwange Pflaster. Er mochte wohl denken: Da wir nun einmal mitten drin sind, ist es das Schaulust, sich hinstellt zu beugen, um diesen Teil des Schredens möglichst schnell hinter uns zu bringen. Anfangs bemühten wir uns, durch einflussreiche Bitten, dann durch blutige Drohungen dieser unheimlichen Jagd über die Hunderte und Aberhunderte von explosionsbereiten Geschossen Einhalt zu tun. Aber der Affat blieb taub gegen jegliche Beeinflussung. Einmal nur bequeme er sich zu einer kurzen Unterbrechung der fürchterlichen Fahrt. Da lag er nämlich auf, um einen Arm voll Handgranaten und Wurfbomben aufzusammeln. Natürlich nicht, um nimmer in den Kampf einzugreifen, sondern um sie später — zu verkaufen. Das ging uns denn doch über die Lusthür, und das laubere Geschick kam dank unserer in jeder Beziehung kräftigen Einsprüche nicht zustande.

Wer an einer solchen Fahrt teilnehmen durfte, wird ein Interview mit einem der stets liebenswürdigen und gemächlichen chinesischen Generale als unterhaltamen Genuß betrachten, auch wenn während des Gesprächs japanische Flugzeuge die Umgebung mit ihren meist wohlgezielten Bomben beschießen. Und die Nachtruhe auf einer Steinplatte oder in einem Leinwand bei 30 Grad Kälte hat dann fast ebenso viel von ihren Schredens eingeblüht wie eine nächtliche Fahrt durch ein von Banditen verheutes Gebiet.

Wenn man also von dem an Wahnsinn grenzenden Verhalten solcher Chauffeure und von der Raublust der Begegnungen absieht, kann man sich im allgemeinen über das Verhalten der Eingeborenen nicht beklagen. Sie sind die Höflichkeit selbst. Und erst die liebenswürdigen Telegraphenbeamten! Jüngst hatte ich die Feststellung machen müssen, daß von den 180 Worten meiner nach der Heimat gerichteten Depesche nur ganze dreißig am Bestimmungsorte eingetroffen waren. Meiner wütenden Beschwerde — denn man hatte mir versprochen, daß man mich von den Streichungen der Zensur rechtzeitig benachrichtigen werde — begegneten die Autoritäten der Postverwaltung von Harbin mit einer solchen entsetzlichen Lebenswürdigkeit, daß es mir völlig unmöglich war, die Einladung der Herren zu einem ergebigem — Frühstück auszusagen.

Und man kann nicht einmal böse sein, wenn man und harmlosen Reportern einen richtigen Spion auf den Hals setzt. Jüngst wurde ein Amerikaner mit einer solchen Ueberwachung beehrt. Der wackerer Japaner nahm es mit der ihm zu teil gewordenen Aufgabe recht ernst. Der Panter war auch so rücksichtsvoll, daß keine Notiz davon zu nehmen

als er eines Tages in Münden den Spion in seinem Eisenbahnwagen sich verhaften sah. Der Amerikaner tat, als bemerke er den Gelben gar nicht. Da aber widerfuhr dem Japaner das Mißgeschick, daß er die Spur des Verfolgers verlor. Was tat der Reporter? Er telegraphierte an das japanische Hauptquartier, daß er sich zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Stadt befinden werde. Falls der Spion also hier die verlorene Spur wieder aufnehmen wollte, sei er freundlichst eingeladen. Das hätte er nun eigentlich nicht tun dürfen. Denn nun wurde der unglückliche Fährtenjäger natürlich arbeitslos.

Man sieht, in der Mandschurei sind dem gebeten Reporter bisweilen auch fröhliche Augenblicke beschieden. Solche Ausnahmen können allerdings über die durch Krieg und Elend, Leid und Gefahren sich überhäufenden Eindrücke nicht hinweg täuschen.

Goethe reitet durch den Harz

Von Dr. Ludwig Hartmann.

„Liebes Gold! Ich hab an keinem Orte Ruh; ich habe mich tiefer ins Gebirg gejagt und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde.“ So schrieb Goethe unter dem 9. Dezember 1777 an Frau von Stein. Es ist ihm nicht immer geglückt, und es war wohl auch nicht immer die Absicht, des weimarischen Staatsministers, sich durch einen Boten begleiten oder führen zu lassen, der bei einbrechender Dunkelheit mit einer Laterne den Pfad des einsamen Reiters erleuchtete. Denn gerade die Flucht in die Einsamkeit war es, was ihn vor allem in den winterlichen Harz trieb. Ein ganz außerordentliches Abenteuer in jenen Tagen, da der Pfad durch den Schnee so tief und der Anstreifer ihn in Wein und Rosen verästelte. Wohl war der Olympier ein sicherer Mann auf dem glatten Parfett des Hofes, und bei den Festen des Adels warben die schönsten Frauen um einen Blick aus den „allerherrlichsten Augen der Welt“. Aber wie freute er sich im August 1784 darauf, seinen Geburtstag auf dem Brocken feiern zu können. Und wie groß war die Enttäuschung, als dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging! „Heute gibt's keinen solchen Feiertag...“, schrieb er aus Braunschweig. „Ich verleihe den heutigen Tag an Hofe und beim Spieltisch. Ach, wie gern strich ich heute zwischen Wäldern, Feldern und Wäldern! Dieses Umherstreifen durch die freie Natur, wohlthun und so heilsam wie die Kiesel dem Auerhahn, sollte ihm „zur Verdauung der übrigen schweren Winterpeise helfen.“

Es sind denn auch wirklich Steine gewesen, die ihm zur Erfrischung seines geistigen Organismus gedient haben, jene geologischen Studien nämlich, zu denen ihn persönliche Liebhabe und Berufspflicht trieben. Da war es besonders der Maler Kraus, den der Dichter als einen höchst erwinischsten Begleiter schätzte. Gernhaben mögen die beiden durch den klippigen Harz gewandelt sein. Ab und an flogen dann wohl Felsen und Mantel ins Gras. Goethe klopfte mit dem Hammer gegen das Gestein, dessen Namen und Art zu erforchen, während Kraus den Stiegenblock hervorholte, um irgend einen wissenschaftlich bedeutsamen oder einen besonders abenteuerlich gefalteten Felsblock aufzuzeigen. Die bei diesen Forschungen gewonnenen Kenntnisse sollten dann im thüringischen Staatsdienste nützliche Verwendung finden.

Wichtiger aber als dieses berufliche Interesse war die Freude an der körperlichen Bewegung. Der doch sonst von lauer Hölle umschaltete Herr Geheimrat, der durch ausgiebigen Wehrkampf zahlreicher Verehrer vermehrte Ziebling der Mäusen erwies sich als ein gar weiterrichter Reiter und Wandersmann. „Ein ganz entsetzlich Wetter hat ich heute ausgehalten“, schreibt er einmal an Frau von Stein. „Was die Stürme für Jungs in diesen Gebirgen ausbrauten, ist unbeschreiblich. Sturm, Schnee, Schlofen, Regen, und zwei Meilen an einer Nordwand eines Waldgebirgs her. Alles fast ist naß.“ Kennzeichnend ist seine Vorliebe für den Brocken. Als es ihm endlich gelang, den Föhrer zu bewegen, mitten im tiefen Winter mit ihm den höchsten Berg des Harzes zu besteigen, kamen Goethe die Freudenstränen.

Besonders der junge Goethe war ein leidenschaftlicher Fußgänger. In „Dichtung und Wahrheit“ heißt es: „Man pflegt mich daher den Vertrauten zu nennen, wegen meines Umhergehens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beschreibung für mein Gemüt, die mir nur unter freiem Himmel, in Talern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Teil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statuten. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Voge zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern.“

Neben der Freude an der körperlichen Bewegung ist es dann der unmittelbare Verkehr mit dem im eigentlichen Sinne schaffenden Götter, was den Dichter vom Reiten, sondern in den Harz, begeistert. Der Hofmann verbringt sich unter dem schlichten Namen Weber und tritt als Maler, Jurist oder Reisender überhaupt auf. Er läßt sich wie sein Wilhelm Meister gern vom Schicksal leiten. Er kehrt in den Hütten der Niederen ein. Er lebt und unterhält sich mit den Leuten: „Die Menschen streichen sich auf mir wie auf einem Broberstein: Ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Parteilichkeit und Grobheit, eins mit dem anderen macht mir Spaß... Der Nutzen, den es auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes einfaches dauerndes wichtigeres Geschäft haben, ist unfähig. Es ist wie ein kaltes Bad, das einem aus einer körperlich mühseligen Anspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht...“ Goethe fühlt sich zu dem Manne aus dem Volke hingezogen: „Da sind doch alle Tugenden beisammen, Bescheidenheit, Genügsamkeit, großer Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit...“

Und ganz und gar nicht will es zu dem Bilde passen, das man sich gemeinhin von dem Olympier auszumalen pflegt, wenn wir seinen Bericht aus der Gaststube von Alfeld lesen. Das war, als er sich bei einer weimarischen Stad auf seinem

Nölein plötzlich festwärts in die Wäsche schlug, um in den Harzbergen unterzutauchen. Erst am Abend traf Goethe, von der Laterne eines Boten sorgfältig geleitet, „nach mancherlei Gefährlichkeiten“ in einem ansehnlichen Gasthofe ein. Der Wirt konnte ihn aus Raumangel nicht anders als in dem eigenen, zuvor noch weiß zu überziehenden Ehebett unterbringen. Es stand in einem Verschlage, dessen Bretter eine Kluft aufwiesen, und der vorstehende Haubert verstaumte nicht, den Dichter darauf aufmerksam zu machen, daß dies die beste Gelegenheit sei, die in der Wirtstube tafelnden Gäste zu belauschen. Und das hat der Herr Geheimrat auch weidlich getan. „Ich sah die lange und wohlbeleuchtete Tafel, wie man oft die Hochzeit zu Kana gemalt sieht... es war ein fröhliches bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenschein in seinen Eigentümlichkeiten ruhig beobachten konnte, als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stünde und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu schauen und zu erkennen mich begünstigte.“

Die Walpurgisnacht im „Faust“ und die „Harzreise im Winter“ geben am deutlichsten die Eindrücke wieder, die Goethe auf seinen drei Harzreisen in sich aufnahm. Auch wer den Dichter nur aus seinen Werken kennt, vermag sich die Gestalt des vom nächtlichen Aufbruch der Naturgewalten umtobten Reiters oder des im strahlenden Sonnenlicht offenen Auges Wandernden unschwer im Geiste auszumalen. Ein eigentlicher Naturchwärmer ist Goethe nicht gewesen. Aber wieviel inniger ergreift den Leser das Behagen, mit dem der Dichter seine „Walfahrt nach dem Rosttrapp“, seine wiederholten Brockenbesteigungen schildert!

Höchsttemperaturen im Weltall

Neue Forschungen über die Oberflächentemperaturen der Sterne. Von Hans Felix Kocholl.

Gleich unserer Sonne, deren zunehmende Wärme wir jetzt angenehm empfinden, die uns im Hochsommer aber auch häufig recht lästig fallen kann, sind die zahllosen Fixsterne am nächtlichen Firmament glühende Gasbälle, die ihre Wärme nach allen Seiten in den Raum ausstrahlen. Schon seit langem hat die Wissenschaft die Frage aufgeworfen, wie heiß es auf den einzelnen Sternen und auch in ihnen sei.

Die neuere Forschung vermochte die Antwort für eine große Zahl Sterne zu geben, wenigstens für den ersten Teil der Frage. Denn ein Verfahren, die Innentemperaturen der Sterne zu messen, kennen wir noch nicht, und nicht für die Sonne. Was deren Oberflächentemperaturen angeht, wissen wir dagegen, daß sie nur etwas weniger als 6000 Grad Celsius liegt. Derartige Hitzegrade kommen auf der Erde unter normalen Verhältnissen zwar nicht vor, auf künstlichem Wege hat man sie aber schon hergestellt. Und zwar war es der Breslauer Dr. Zimmer, der einen elektrischen Strom bei einem Druck von 30 Atmosphären durch einen Kohlenstabschmelze, worauf dessen Spitze bei einer Temperatur von 6000 Grad zu schmelzen begann.

Die 6000 Grad unserer Sonne bedeuten indessen noch recht wenig im Vergleich zu den Oberflächentemperaturen anderer Sterne. Der helle, weißstrahlende Sirius z. B. weist etwa das Doppelte an Wärmegraden auf. Noch heißer, nämlich 26.000 Grad, ist der Stern Rambda im Orion, bei einem anderen in der Kassiopea wurden 40.000 Grad ermittelt; alle aber werden nicht in den Schätzen gestellt durch einen Stern im Pegasus, der nach Messungen Dr. Rosenbergs es auf 400.000 Grad schon an seiner Oberfläche bringt.

Diese unvorstellbar hohen Temperaturen, die an der Oberfläche, also der kaltesten Stelle der Sterne, herrschen, verschwinden gegenüber denen, die tiefer im Innern auftreten. Wessen Jahn können wir sie noch nicht, doch kennen wir Berechnungsmethoden, auf Grund denen wir sie ziemlich zuverlässig schätzen können. Am Innern unserer Sonne soll es nach den berühmten englischen Astronomen Eddington beispielsweise 40 Millionen Grad „warm“ sein. Wenn man sich derartige Temperaturen auch nicht vorstellen kann, denkbar sind sie durchaus. Wärme ist ja nichts anderes als die Bewegungsenergie der Moleküle, sie wächst mit deren Schnelligkeit. Bedenken wir nun, daß die Moleküle sich in der gewöhnlichen Zimmerluft mit durchschnittlich 500 Metern in der Sekunde bewegen, daß aber eine Temperatur von 40 Millionen Grad einer Molekulargeschwindigkeit von 150 Sekundenhundert Metern, mithin nur dem Dreihundertfachen, entspricht, wie sie in der Natur nicht selten vorkommt, so muß man zugeben, daß die genannte Zahl sehr wohl denkbar ist und bei jüngeren, heißeren Sternen noch übertroffen wird.

Wieviel Schall verschluckt ein Mensch?

Der Schall ist bekanntlich eine Wellenbewegung. Jemand, der auf ihrem Wege ein Hindernis, das sie nicht durchdringen kann, so wird sie abgelenkt oder zur Ruhe gebracht, vernichtet, verschluckt. Diese Erscheinung spielt namentlich in Vortragsjahren eine große Rolle, und auf ihr beruht die Tatsache, daß die Klangwirkung einer Rede oder musikalischen Darbietung oft davon abhängt, ob ein Saal gut oder schlecht beschallt ist. Seit der Siegesfeier des Rundfunks dazu geführt hat, daß einerseits besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, andererseits bei allen möglichen Gelegenheiten an allen nur möglichen Orten Uebertragungen stattfinden, wird das Studium der einschlägigen Fragen besonders eifrig getrieben. So fand man auch ein Maß für die Schallmenge, welche die Zuhörer in einem Saal „verschlucken“, indem man sie mit der verglich, die durch offene Fenster entweichen würde. Durch Messung der sogenannten Sabinischen Nachhallzeit bei leerem und belegtem Saal wurde festgestellt, daß jeder Zuhörer ebenfalls Schall aufnimmt, wie ein offenes Fenster von einem halben Quadratmeter Größe durchlassen würde. Allerdings dienen ihm dazu nicht allein die Ohren, sondern der ganze Körper, in dem aber der größte Teil der ihn treffenden Schallwellen abklingt, ohne dem Gehör wahrnehmbar zu werden.



Gambinus zieht in Münden ein.

Der lustige Schuppatron des Bieres hält seinen Einzug auf dem Hochberg bei Münden, wo der Salvator-Ausschank wie alljährlich mit einem fröhlichen Maskerade gefeiert wurde.